

Röversbrunn.

Von Sophie von Niebelschütz.

(Fortsetzung.)

Der blonde Ingenieur war zum Fenster getreten. „Walnstedt geht direkt zum Herrn Prinzipal," flüsterte er seinem Freunde zu, „das hat was zu bedeuten! Sollte er endlich —"

„Ach, Thorheit," lachte der andere, „die Depesche hat ihm wohl etwas Wichtiges gebracht — zur Brautwerbung geht man doch nicht im Arbeitsanzug!"

„Walnstedt wäre das schon zuzutrauen," meinte der Blonde, „und er allein erhielte wohl Verzeihung für einen solchen Verstoß — Fräulein Doras schöne Augen blicken ihn zu günstig an, und Herr Arnsberg nennt ihn bei jeder Gelegenheit seinen besten Freund!"

„Sonderbarer Schwärmer, der seinen Vorteil so wenig zu nützen versteht," seufzte der andere, „ich wollte, ich wäre an seiner Stelle!"

„Das wünschten wir wohl alle," bestätigte der Blonde, „doch gegen ihn kommt keiner auf! Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um reich und glücklich zu sein, doch er geht wie taub und blind an dem vorüber, was andern das Erstrebenswerteste dünkt — ich weiß nicht, ist es maßloser Stolz, oder übertriebene Bescheidenheit —"

Der Freund wandte sich wieder den Maschinen zu.

„Fangen Sie nur nicht an, über Walnstedts Denken und Meinen zu grübeln," warnte er, „Sie kennen ihn doch jetzt genug, um zu wissen, daß Sie damit nimmer zum Ziele kommen!" —

Dicht an den Fabrikhof stieß ein wohlgepflegter Ziergarten, der ziemlich ausgedehnt das freundliche, von Linden beschattete Wohnhaus umgab.

In tiefe Gedanken versenkt, schritt Edgar von Walnstedt dem von wildem Wein dicht umrankten Gebäude zu, doch kurz davor blieb er zögernd stehen. „Noch nicht," murmelte er halblaut, „ich muß mich erst sammeln, in der neuen Lebenslage zurechtfinden!"

Mit raschen Schritten bog er in einen Seitenweg ein, der nach dem entfernteren, mit Buschwerk bewachsenen Teil der Gartens führte. Sinnend wanderte er in den schattigen Laubgängen auf und ab und fuhr erst erschreckt, wie aus tiefem Traum empor, als plötzlich eine anmutige, reichgekleidete Mädchengestalt dicht vor ihm stand.

Lichtbraun war ihr glänzendes Haar, lichtbraun auch die großen schönen Augen; rosig und weiß, wie eine frischgepflückte Apfelblüte ihr liebliches Gesicht; freundlich lächelnd streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Sie wollen uns besuchen, nicht wahr, Herr von Walnstedt?" frug sie sichtlich erfreut, „kommen Sie, das ist schön, wir haben Sie längst erwartet!"

Ein leises Lächeln spielte auch um des jungen Mannes Lippen, als er seine Rechte leicht in die ihre legte. Er wußte es recht wohl, daß Fräulein Dora Arnsberg seine Besuche stets mit Ungeduld herbeisehnte, er ahnte, daß ihre stillen Mädchenträume sich mehr, als vielleicht gut war, mit ihm beschäftigten, und er dachte, was sie wohl erst wünschen und sagen würde, wenn sie wüßte —

Sein Blick streifte flüchtig ihr errötendes Antlitz, während er langsam neben ihr herging. Es hatte eine Zeit gegeben, wo ein solcher Spaziergang sein Herz schneller schlagen machte, wo er fast bedauerte, daß Liebe und häusliches Glück für ihn immer ein unerfüllter Traum bleiben sollten, aber das war nun vorbei, für allezeit vorbei.

Fräulein Dore war sehr gut und lieb, sehr reizend und begehrenswert, aber auch sehr praktisch und verständig, er hatte das einst kaum von ihr gedacht.

Nun aber wußte er schon lange aus harmlosen Gesprächen, leicht hingeworfenen Worten, was ihr Traum, ihr Lebensziel, und das hatte ihn ruhig gemacht, ganz kühl und ruhig.

Wie ein glänzendes Spielzeug erschien ihr, was wie eine schwere Last der Verantwortlichkeit auf seiner Seele lag — sie strebte nach dem adligen Namen, wie nach einem zierenden Schmucke, sie träumte davon, ihn mit dem Reichtum ihres Vaters zu vergolden, und dann sollte ein herrliches Lebenangehen, ein Leben voll Freude und Pracht, wie andere vornehme Leute es auch führten.

Fest preßten sich Edgar von Walnstedts Lippen aufeinander.

Nein, wer so



Riesen-Wasserskorpion (Belostoma griseum) aus Nordamerika. Gezeichnet von E. Schuh. (Mit Text.)

dachte, paßte nicht für ihn, nur unbegrenzte, alles überwindende Liebe, ohne jeden Nebengedanken, vermochte vielleicht die Kluft zu überbrücken, die ihn von Glück und Lebensfreude schied.

Seine Hand griff in das Strauchwerk am Wege, geknickt fielen ein paar dürre Zweige zur Erde nieder.

Ja, so wollte er es auch zerbrechen, das schwache Hoffnungsreis, das manchmal leise in seinem Herzen zu keimen begann, es war ja im Grunde auch welk und wurzellos, wie das sterbende Herbstlaub.

Und hatte er jetzt denn noch Zeit, zu wünschen und zu träumen, mahnte nicht eine ernste, strenge Pflicht, alles abzuthun, zu vergessen, was ihn an ihrer Erfüllung hinderte?

Rascher eilte er vorwärts, seine Gestalt schien zu wachsen, ein stolzer Zug legte sich ihm um Mund und Augen. Es war ein rauher, dorniger Pfad, den er sich vorgezeichnet, aber er wollte um keines Haares Breite davon abweichen, ob ihn die Leute auch darum einen Narren schalten.

Seine Begleiterin beobachtete ihn unruhig. „Ihre Gedanken schweifen wieder in weiter Ferne,“ bemerkte sie gezwungen lächelnd, „werden Sie sich denn nie heimisch fühlen in unserer guten Stadt?“

Es zuckte wie unterdrückte Bewegung in Edgars ruhig ernsten Zügen. „Wenn ich es noch nicht wäre, würde mir wenig Zeit dazu bleiben,“ erwiderte er gepreßt, „ich komme, um Abschied zu nehmen, Fräulein Dora!“

Das Mädchen wich bestürzt zurück. „Fortgehen wollen Sie, Herr von Walnstedt?“ rief sie aufs äußerste erschreckt, „Sie denken daran, uns so plötzlich zu verlassen?“

Als er nicht antwortete, lachte sie hell auf. „Wie thöricht!“ beruhigte sie sich, schon wieder ganz getröstet, „das können Sie ja gar nicht; Papa würde das niemals zugeben! Ihren Zweck aber haben Sie doch erreicht — ich hielt Ihren Scherz wirklich einen Augenblick für Wahrheit!“

Dem jungen Manne schien es schwer zu werden, seine kühle Fassung zu behaupten.

„Ich scherze nicht,“ versicherte er eindringlich, „eine ernste Pflicht ruft mich aus meiner liebgewordenen Stellung — denken Sie freundlich meiner, Fräulein Dora, meine glückliche Zeit hat nun ein Ende!“

Zornig stieß sie die Hand zurück, die er ihr entgegenhielt. „Das haben wir nicht um Sie verdient!“ schluchzte sie leise.

„Halten Sie mich nicht für unfreundlich und undankbar,“ bat er warm, „es ist ja nicht mein freier Wille, daß ich gehe — mein Onkel in Röversbrunn ist gestern nach kurzer Krankheit gestorben, und ich, ich bin sein einziger Erbe!“

Die düstern Schatten verschwanden wie mit einem Zauberschlage aus dem reizenden Mädchenantlitz; Fräulein Dora war es jetzt, die ihm mit strahlendem Lächeln beide Hände entgegenstreckte.

„Sie närrischer Mensch, und das sagen Sie mit so finsterer Miene, als sei Ihnen das größte Unglück begegnet?“ rief sie mit fast übermütiger Fröhlichkeit, „liegt denn Röversbrunn, das schöne Gut, außer der Welt, halten Sie Ihr prächtiges Schloß für ein trübseliges Gefängnis? Gehen Sie — um den alten Onkel, den Sie kaum gekannt, können Sie doch nicht so bitter trauern!“

Die großen, ernsten Augen des jungen Mannes wandten sich mit ausdrucksvollem Blick auf ein wüstes, sumpfiges Stück Oedland, das jenseits des Gartens lag.

Große Steine lagen dort zwischen Unkraut und Schilf, Nesseln und Disteln wucherten am abbröckelnden Grabenrand.

„Wissen Sie, was meiner in dem neuen Wirkungskreise wartet?“ fragte er tiefernst, „harte, unablässige Arbeit, die vielleicht vergeblich sein wird, ein ödes, einsames Leben —“

Fast furchtsam blickte das Mädchen zu ihm auf.

„Das liegt doch nur an Ihnen!“ erwiderte sie gepreßt, „ich glaube, wenn man Ihnen alles Glück der Erde zu Füßen schüttete, Sie würden sich nicht bücken, es aufzuheben!“

Es war ein seltsamer Blick, mit dem der Erbe von Röversbrunn seine schöne Gefährtin streifte.

„Vielleicht haben Sie recht,“ sagte er leise, „Glück und Liebe, denen andere so eifrig nachstreben, sind für mich Worte von leerem Schall, mir bleibt nur die Sorge, unsern alten Namen wieder zu Ehren zu bringen, ehe sich das Grab über dem letzten Walnstedt schließt!“

Er wandte sich von ihr ab, dem Hause zu. „Dort kommt Ihr Vater,“ bemerkte er trübe, „ich möchte jetzt gleich mit ihm sprechen; meine Zeit ist gemessen!“

Mit aufleuchtenden Augen eilte Dora dem stattlichen Herrn entgegen, dessen freundliche Züge sehr an die ihren erinnerten.

„Denke nur, Papa,“ erzählte sie lebhaft, „Herr von Walnstedt ist durch den Tod seines Onkels plötzlich zum reichen Gutsbesitzer geworden, aber er hält das fast für eine Strafe — arbeiten, sich abquälen will er, anstatt das Leben zu genießen, und weißt Du, warum?“

Herr Arnsberg lächelte. „Immer noch die alten, melancholischen Grillen?“ fragte er, seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend; „bester Freund, jetzt haben Sie es ja leicht, Ihr altes Geschlecht wieder zu Ehren zu bringen, den verdunkelten Glanz Ihres Namens zu erneuen! Nur vorwärts, mit frischem Mut —“

Eine abwehrende Bewegung des andern ließ ihn verstummen.

„Nicht so, wie Sie es denken,“ erwiderte er fest, „doch mit Gottes Hilfe hoffe ich wirklich wieder gut zu machen, was andere verdorben! Das, das allein soll meine Lebensaufgabe werden, und ist sie erfüllt, soweit es in meinen Kräften steht, so kann ich ruhig sterben!“

„Erst aber sollen Sie leben, glücklich machen und glücklich sein,“ mahnte Herr Arnsberg freundlich, „lassen Sie nur erst Liebe und Freude in die so lange verödeten Räume einziehen, so werden die finstern Schatten von selber weichen!“

Edgar schüttelte trübe lächelnd den Kopf. „Es wäre vergeblich, einen Baum zu neuer Blüte bringen zu wollen, der morsch und hohl seinem Ende entgegengeht,“ sagte er mit starrer Ruhe, „die Walnstedts sind ein Geschlecht, mit denen es abwärts geht, seit Jahren schon, über ihnen waltet ein böser Stern — ich will ihr letzter bleiben!“

Er reichte Vater und Tochter herzlich die Hände. „Dank, Dank für alle Güte,“ sagte er mit leise bebender Stimme, „ich werde nie vergessen, wie viel Freundlichkeit ich in Ihrem Hause erfahren. Denken Sie bisweilen meiner, wir bleiben Freunde, ob wir uns auch niemals wiedersehen!“ —

Herr Arnsberg wandte sich tief aufseufzend dem Hause zu; der Abschied war ihm wirklich nahegegangen.

„Morgen kommt er noch einmal, Dora, um alles Geschäftliche mit mir zu ordnen,“ wandte er sich zu seiner Tochter, die schweigend einen der Nebenwege einschlug.

„Ich werde eine meiner Freundinnen besuchen,“ erwiderte sie mit einem trotzigen Zucken um den kleinen Mund, „ich habe genug an dem Gespräch von heute! Wir müssen ihn seinen Weg gehen lassen — er will es ja nicht anders!“

Herr Arnsberg sagte nichts mehr, er ging nach der Fabrik hinüber, sorgenvoll erwägend, wie sehr sein bester, zuverlässigster Beamter dort bald fehlen würde. Edgar von Walnstedt war ihm in den drei Jahren, die er hier angestellt gewesen, ein lieber Freund geworden, und er hatte gehofft, die seltsamen Anschauungen und Einbildungen, die ihn manchmal an ihm störten, würden sich verlieren, wenn erst —

„Es sollte nicht sein,“ seufzte er leise, „und vielleicht ist es besser so — er hätte sie doch wohl nicht glücklich gemacht!“ —

Dora kehrte langsam, mit gesenkten Blicken in den Garten zurück; sie suchte die einsamsten Wege, um die Thränen zu verbergen, die in ihren großen Augen schimmerten.

Da lag es nun vor ihr in Trümmern, das glänzende Luftschloß, das sie mit so stolzer Zuversicht gebaut, und warum denn eigentlich, warum?“

Sie hatte immer gemeint, er sei zu stolz, um ein reiches Mädchen zu werben, nun aber —

Nein, nein, er hatte sie nie geliebt, sie wußte es jetzt, und trotz der Stellung, die er nun im Leben einnahm, einer Stellung, die immer das Ziel ihrer Wünsche gewesen, fragte sie sich heute zum erstenmal: war es nicht besser so? —

Er blieb doch ein unverbesserlicher Phantast, einer, der es niemals verstehen würde, sein Dasein harmonisch zu gestalten, die Freuden, die sich ihm boten, harmlos zu genießen, und Dora Arnsberg war ein Sonnenkind, sie würde wie eine Blume hinwelken und vergehen in seiner düstern Nähe.

Und er sollte nicht meinen, daß sie weichherzig um ihn traure. Die hübsche, heitere Tochter des reichen Fabrikherrn ward von vielen umschwärmt und bewundert, konnte ihr das Leben nicht noch Glück und Freude genug bringen?

Sie zwang sich zu einem frohen Lächeln, aber doch konnte sie es nicht hindern, daß sich ihre Augen dabei mit heißen Thränen füllten.

In trübes Sinnen verloren, kehrte Edgar von Walnstedt nach seiner kleinen Stadtwohnung zurück. Er dachte an seinen verstorbenen Vater, der oft so bitter die vergangenen, schönen Zeiten beklagte, an das vergrämte, sorgenvolle Antlitz der Mutter — ja, damals, als sie noch lebten, hatte ihn der ungeahnte Schicksalswechsel vielleicht erfreut, jetzt aber —

Niemand gab es auf Erden, der ihm nahe stand, dem er mit dem mühelos erlangten Reichtum Freude bereiten konnte, und ihm selber, was sollte er ihm selber nützen?

Er hatte gehofft, sich durch eigene Kraft, durch redliche Arbeit eine angesehene Stellung im Leben zu erwerben; es war sein Stolz gewesen, auch in einfachen Verhältnissen ein rechter Edelmann zu bleiben, doch das war nun auch vorbei, er war der glückliche Erbe eines reichen Mannes, dem nach der Meinung der Leute nichts mehr zu thun und zu wünschen übrig blieb.

Langsam wanderte er den Weidendamm am Ufer des Stromes entlang; er dachte an die Verwandten, welche, wie er, den Namen Walnstedt trugen.

War denn keines von ihnen mehr am Leben, dem er ein unerwartetes Glück bereiten konnte?

Nein, alle waren sie dahingesunken, aufgerieben von zügellos dahinstürmender Leidenschaft, oder langsam verkommen im vergeblichen Kampf um ein trostloses Dasein, nur eine —

Edgar von Walnstedt stöhnte leise auf in Scham und Schmerz. Nein, sie würde nimmer auch nur eines Pfennigs Wert von dem Golde nehmen, das durch die Hände des Mannes gerollt, dessen unvorsichtige Kugel das Herz durchbohrte, das ihr alles gewesen, der in frevelhaftem Leichtsinn das Unheil heraufbeschwor, das ihr Glück für alle Zeiten zerstörte!

In selbstquälerischer Schwermut versenkte sich der von vielen beneidete Erbe von Röversbrunn in die düstern Bilder der Vergangenheit, die ihn mit Widerwillen und Grauen erfüllten, und der Weg, den er schweigend durchmaß, paßte so recht zu seiner trostlosen Stimmung.

Der frühe Herbstabend dämmerte schon herein, trüb lag es über dem Strome; zitternd bewegten sich die grauen Weidenzweige, die tief ins Wasser niederhingen, eine Krähe flatterte mit heiserem Geschrei und trägem Flügelschlage am Ufer hin.

Der einsame Wanderer gedachte der weiten, öden Räume, die er künftig bewohnen sollte; ihn fröstelte leise.

Was würde es sein, das seiner dort wartete? —

Vielleicht das tolle, lustige Leben, wie es die letzten Besitzer von Röversbrunn führten, nur halb verhüllt vom Schleier angestammter guter Sitte und äußerer Ehrbarkeit?

Nein, nimmer, nimmermehr!

Wie wilder, übermütiger Trotz überkam es ihn. Er wollte den Kampf aufnehmen gegen die finstern, unheimlichen Mächte, und sein Wahlspruch hieß: „siegen, oder sterben!"

Erreichen wollte er aus eigener Kraft, was die andern nicht vermocht, dafür allein wollte er leben und schaffen, das war doch noch ein Ziel, des Erstrebens wert!

Hoch richtete er sich empor, falkengleich spähte sein scharfer Blick ins Weite, als wolle er die Nebelschicht durchdringen, die über dem Strome lagerte.

Weit, weit dort drüben lag Röversbrunn, dem er nun angehörte mit Leib und Seele! Rein sollte es wieder werden von dem heimlichen Verderben, das darin sein Wesen getrieben, noch einmal sollte der Name Walnstedt leuchten in ungetrübtem Glanz, ehe er niedersank in Nacht und Vergessenheit!

Fort mit dem traumhaften Sehnen, das sich noch manchmal heimlich in seinem Innern regte, Glück, Jugend, Liebe, all die Gedanken, mit denen er nichts zu schaffen hatte, wollte er heute versenken in die murmelnde Flut, damit sie ihn nicht hinderten auf dem rauhen Wege, den er fest und treu wandeln wollte bis zum Ende!

Er streckte die Hand aus über den Strom, wie zum Schwur, doch wie gelähmt sank sie nieder — ein leiser, herzzerreißender Angstschrei klang an sein Ohr, zitternd verhallte er über die Wellen hin.

Da, da! — Wie ein flüchtiger Schatten schoß es an ihm vorüber, von der Strömung getragen, matt streckte sich eine zuckende Hand nach den Weidenzweigen aus, die sich, wie hilfsbereit, über das Wasser neigten.

Blitzschnell stand Edgar unten ganz dicht am Uferrand, hastig beugte er sich nieder zu der zarten Mädchengestalt, deren kleine Hand in verzweifelter Todesangst einen morschen Ast umklammerte.

Plötzlich brach das dürre Holz, die Strömung führte ihre Beute mit sich fort, doch da, im letzten Augenblick, umfaßte das Mädchen ein starker Arm, schwer atmend, die Gerettete fest an sich pressend, stand Edgar an den Stamm einer alten Weide gelehnt; voll sorglichen Mitleids schaute er in das blasse, liebliche Antlitz.

Matt hoben sich die langen Wimpern, ein paar schöne, tiefblaue Augen blickten ihn fragend, wie traumbefangen an.

Ein heller Freudenschein verklärte seine ernsten Züge.

„Sie leben? O Gott sei Dank, ich kam nicht zu spät!" rief er so recht aus vollstem Herzen.

Da teilten sich raschelnd die Büsche drüben, mit bleichem, verstörtem Antlitz näherte ein junger Offizier sich der Unglücksstelle.

Als er das Mädchen von einem andern dem Wellengrabe entrissen sah, wollte er sich scheu zurückziehen, doch sie hatte ihn schon bemerkt, voll Angst und Entsetzen klammerte sie sich fest an ihren Retter.

„Er — er!" rief sie wie außer sich, „immer noch folgt er mir? Werde ich denn niemals Rettung finden, sind unsere Namen nicht mehr zu trennen?"

„Stella, liebe, liebe Stella, ich meinte es ja gut!" flehte der junge Offizier; doch sich von ihm abwendend, verbarg sie ihr Gesicht an des Fremden Brust.

Sanft schmeichelnd glitt Edgars Hand über das feuchte, gelöste Haar, das ihn in weichen, lichtbraunen Wellen umwogte.

„Seien Sie ruhig, ganz ruhig, Sie sind unter sicherem Schutz," tröstete er freundlich, wie man zu einem geängstigten Kinde spricht, „und nun sagen Sie mir, wohin soll ich Sie bringen?"

„Ihre Mutter wohnt in der Mittelstraße, nicht weit von hier," fiel Graf Ertau ein, „ich will Ihnen den Weg zeigen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er voran; er wählte die stillsten Promenadenwege, die verborgensten Gäßchen, um möglichst wenig Aufsehen zu erregen.

6.

Die Straßenlaternen brannten schon, und in den Häusern gegenüber ward auch Licht angezündet, es warf einen hellen Streif über den Fußboden in Frau Alexandras Stübchen und die dunkle Gestalt, die dort noch immer unbeweglich lag.

Die Turmuhr draußen begann zu schlagen, und zugleich regte es sich wieder auf der Treppe; jammernde Ausrufe wurden laut — von jähem Entsetzen gepackt, sprang Frau Alexandra empor.

Keine Klage kam über ihre Lippen, als sie, die Thür öffnend, einen fremden, jungen Mann erblickte, der eine leblose Gestalt in den Armen trug.

„Bringen Sie mir mein Kind, das ich in den Tod getrieben?" frug sie eintönig; es klang erschütternder als der lauteste Jammer.

„Seien Sie unbesorgt, das Fräulein lebt," tröstete eine weiche, volle Stimme; im nächsten Augenblick glitt Stella zur Erde nieder und lag schluchzend in ihren Armen.

„Mama, meine einzige Mama, jetzt ist alles gut, nun ich wieder bei Dir bin!" rief sie unter Lachen und Weinen.

Die Muttter bedeckte ihr Haar, ihre kleinen, kalten Hände mit Küssen.

„Mein Liebling, mein Herzblatt, es war Sünde und Thorheit, als ich vom gemeinschaftlichen Sterben sprach," stieß sie schluchzend heraus, „Du hättest nicht auf mich hören sollen, armes, süßes Kind!"

Am Thürpfosten lehnte Edgar von Walnstedt und schaute ernst auf die beiden nieder. War es eine gute That gewesen, als er das Mädchen vom Tode errettete, dem vielleicht ein dreifach schlimmeres Leben bevorstand?

„War sie bei Dir, die Schreckliche," hörte er Stella flüstern, „hat sie Dir gesagt? — O glaube, glaube mir nur, daß es eine Lüge war, daß ich nimmer nach dem begehrte, was mich jetzt wie eine schwere Fessel drückt!"

Einen Augenblick noch zögerte der junge Mann, dann wandte er sich leise zum Gehen. Er hätte so gern helfend eingreifen mögen, doch hier bluteten wohl Wunden, die all sein Gold nicht zu heilen vermochte, die Gegenwart eines Fremden konnte die tröstende Aussprache zwischen Mutter und Tochter nur stören. —

Drunten im Hausflur warteten die erschreckten Nachbarn, deren lärmende Teilnahme er vorhin mit befehlendem Wort zurückgewiesen. Die Hauswirtin, eine schlichte, freundliche Frau, näherte sich ihm mit besorgter Miene.

„Was ist's nur mit dem Fräulein?" frug sie verschüchtert.

„Ich rettete sie aus dem Strom, als abbröckelnder Ufersand sie mit sich in die Tiefe riß," antwortete Edgar ernst, „fragen sie später nach ihr, jetzt ist ungestörte Ruhe wohl das nötigste. Einen Arzt schicke ich sogleich herauf."

Er trat in die offengebliebene Hausthür, doch auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um. „Sind es arme Leute?" frug er kurz.

„Nein, Herr," tönte es zurück, „sie besitzen ein kleines Vermögen und verdienen noch Geld durch ehrliche, fleißige Arbeit — es sind die besten, ruhigsten Mieter, die ich je gehabt, ach, wenn nur das Fräulein nicht stürbe!"

Mit raschen Schritten verließ Edgar das Haus; seine Gegenwart war hier nicht mehr nötig und Dank begehrte er nicht. „Armes, armes Kind!" murmelte er im Weitergehen.

* * *

In weiche, warme Kissen gebettet, ruhte Stella mit glänzenden, weit offenen Augen auf ihrem Lager. Die Wirtin war gekommen, der Mutter ihre Hilfe anzubieten, und auch der Arzt war dagewesen, den ein fremder, junger Mann heraufgeschickt.

„Schaffen Sie ihr Ruhe und hüten Sie sie vor Erkältung und Aufregung," das war alles, was er sagte und endlich verschrieb er, aus Rücksicht für die geängstigte Mutter, noch ein paar beruhigende Tropfen, welche die Hauswirtin eben aus der Apotheke gebracht hatte.

„Mein Lebensretter!" klagte Stella, „er war so rasch fort, und ich habe ihm nicht einmal gedankt!"

„Wissen Sie nicht, wer es war?" forschte Frau Alexandra, die Wirtin zurückhaltend, die sich eben entfernen wollte.

„Nein, ich nicht und auch nicht all die andern," erwiderte diese bestimmt, „es kannte ihn keiner. Hier in der Nähe kann er nicht wohnen, vielleicht war's auch nur ein durchreisender Fremder; der eine Bahnhof liegt nicht weit vom Fluß."

Stellas lichtes Köpfchen war matt in die Kissen zurückgesunken. „Ich hätte ihm so gern gesagt, wie dankbar ich ihm bin," flüsterte sie mit Thränen in den Augen.

„Gott läßt keine gute That unbelohnt, Fräulein," tröstete die Wirtin, „Ihr Retter fühlt es gewiß an der Befriedigung, welche ihn erfüllt, daß Ihr Dank, Ihre Gebete für sein Glück ihn begleiten!"

Ein helles Lächeln verklärte das bleiche Mädchenantlitz. „Ja, sie sollen immer mit ihm gehen!" sagte sie leise. —

Still war es im Hause geworden und draußen auf der Straße, trübe flackerte das Nachtlicht, ab und zu nur raschelte eine Maus in der Zimmerecke; Frau Alexandra aber saß am Bett ihres Kindes, das nun endlich Ruhe gefunden, nachdem es der Mutter alles, alles erzählt.

„Du glaubst mir doch?“ fragte Stella, treuherzig die großen, blauen Augen zu ihr aufschlagend, als sie ihren Bericht geendet, „Du weißt es, daß Dein Sternlein nimmer lügen, durch kein wissentliches Unrecht Dir die letzte Freude rauben kann?“

Frau Alexandra beugte sich nieder und küßte die reine Stirn, die guten, ehrlichen Augen, in denen sie es deutlich las, mit stolzer Freude, daß das Mädchen die volle Wahrheit gesprochen.

„Ich glaube Dir, mein Liebling!“ sagte sie einfach.

Da faltete Stella mit seligem Lächeln die Hände, flüsternd bewegten sich ihre Lippen — betete sie wohl für ihren Lebensretter, welcher der lieben Mutter den letzten Trost erhalten?

Nun schlief sie schon lange sanft und friedlich, Frau Alexandra aber dachte nicht daran, zur Ruhe zu gehen; etwas Fremdes, Seltsames war über sie gekommen.

Aufgerüttelt aus dumpfem Schlummer waren ihr Geist und Seele, sie sah es jetzt klar, an welchem Abgrund sie gestanden.

Ja, ja, als echte Walnstedt hatte sie sich gezeigt, als eine, der ihr eigenes Ich über alles ging.

In selbstsüchtiger Bitterkeit raubte sie ihrem Kinde die über alles geliebte Heimat bei den Großeltern, die ihre schwere Leidenslast um ihretwillen allein tragen mußten, eigenwillig versenkte sie sich in maßlosen Schmerz, während Stella unberaten und unbehütet zu Fremden ging, die sie gequält, geängstet, ja fast ihren Tod verschuldet hatten.

Alexandra von Nordfeld seufzte tief auf; ihr war's, als blicke ihr Dagobert vorwurfsvoll auf sie herab, als höre sie seine ernste Frage: „Wie hast Du unser Kleinod behütet, das Dich trösten und erheben, für das zu sorgen Dir Lebenszweck sein sollte?“

Langsam erhob sich die bleiche Frau; ihr graute vor den frevelnden Gedanken am freiwilligen Tod, mit denen sie oft in grausamer Selbstquälerei gespielt.

Fast scheu leuchtete sie mit der Lampe an den kleinen Ofen, ob seine Klappe auch nicht geschlossen sei, dann schlich sie ins Wohnzimmer, um dort die gleiche Prüfung vorzunehmen.

Im Vorübergehen stieß sie an die Blumenzweige auf dem Nähtischchen, sie fielen zu Boden; als sie sich bückte, um sie wieder aufzuheben, schimmerte ihr etwas Weißes entgegen.

Der Brief aus der Heimat! Mit leise zitternder Hand nahm sie ihn an sich. „Nicht sterben, für einander leben!“ murmelte sie, von neuem in das Schlafzimmer zurückkehrend.

Nun wußte sie, daß es doch noch eine Brücke gab, die nach der Heimat hinüberführte: sie hieß Selbstüberwindung, Vergessen alles Eigenen, um ihres Lieblings willen!

Zagend öffnete sie das Schreiben; sie wußte ja nicht, ob es vielleicht eine Trauerbotschaft enthielt, die ihren Entschluß zur Unmöglichkeit machte.

(Fortsetzung folgt.)



Aus Rand und Band. Nach dem Gemälde von S. Hirschfelder. (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von F. Hanfstängl in München.)

Der Mordanschlag.

Humoreske von Jenny Piorkowska. (Nachdruck verb.)

Ich bin von Natur eine sehr ängstliche Frau. Wenn mir ein Hund entgegenkommt, flüchte ich mich schleunigst in den nächsten Thorweg, und ist ein Wagen in Sicht, so habe ich nicht den Mut, die Straße zu kreuzen; wenn ich gegen Abend allein im Hause bin und höre irgend einen Ton, so kann ich mir nicht helfen — ich muß schreien. Doch ihren Höhepunkt erreicht meine Aengstlichkeit, wenn ich auf der Eisenbahn fahren muß. Leider habe ich die Erfahrung machen müssen, daß die Gefahr, welcher bei einer solchen Fahrt unsere Glieder, unser Leben ausgesetzt sind, nichts ist im Vergleich zu den Gefahren, die uns von seiten unserer Mitreisenden drohen. —

Einst mußte ich eine größere Reise machen. War ich sonst schon immer darauf bedacht, nur mit respektabel aussehenden Leuten zu fahren, so war ich diesmal doppelt vorsichtig in der Wahl des Coupés, da ich zweitausend Thaler in Banknoten bei mir hatte.

Aengstlich lief ich auf dem Perron auf und ab und sah forschend in jeden Wagen zweiter Klasse, bis ich mich endlich für ein Coupé entschied, in dem nur zwei Personen saßen: ein alter Herr mit silberweißem Haar und wohlwollender Miene, und diesem gegenüber ein junger Mann mit so gutmütigem Gesicht, daß ich glaubte, mich ohne Bedenken zu diesen zweien setzen zu dürfen.

Als ich einstieg, machten sie mir sofort sehr höflich Platz, und nachdem ich mir die beiden Passagiere noch einmal prüfend angesehen, ward ich innerlich so ruhig, wie das unter dem unangenehmen Einfluß des steten Hin- und Herrüttelns des Zuges möglich war.

Da ich stets mit Vorliebe allerhand physiognomische und phrenologische Abhandlungen studiert hatte, fiel es mir nicht schwer, mir über meine zwei Mitreisenden ein Urteil zu bilden; bei dem alten Herrn mit dem weißen Haar waren meiner Meinung nach die Organe des Wohlwollens, der Ehrerbietung und Energie stark ausgebildet: die stark gebogene Nase verriet großen Mut, und die Bildung seiner Unterlippe kennzeichnete ihn zweifelsohne als einen großen Menschenfreund. Ueber den jüngeren Herrn konnte ich mir nicht mit gleicher Sicherheit eine Ansicht bilden, da sein langes dichtes Haar die Form des Kopfes verdeckte, doch nach seiner breiten Stirn und anderen Kenntnissen zu urteilen, hielt ich ihn für einen feinen, idealen und geistreich angelegten Menschen.

Ob meine physiognomischen und phrenologischen Kenntnisse mir in der Wahl meiner Reisegefährten von Nutzen waren, will ich dem Urteil meiner Leser anheimstellen, wenn sie gehört haben, was ich hier zu erzählen im Begriff stehe.

Kaum hatten wir den Bahnhof hinter uns, so schloß ich die Augen, während meine Reisegefährten sich leise miteinander unterhielten. Ihre klaren, weichen Stimmen und das Nette ihrer Sprachweise berührten mich sehr angenehm; wie man sich aber durch derlei Aeußerlichkeiten täuschen lassen kann, sollte ich bald erfahren.

„Wir sind fast eine Stunde hier eingeschlossen,“ sagte mein

älterer Gefährte zu seinem Freund, während ein heiteres Lächeln sein ganzes Gesicht erhellte. (Ich sah nämlich verstohlen unter meinen scheinbar geschlossenen Augenlidern zu ihm auf.)

„So halten wir nicht in R...?“ fragte der junge Mann.

„Nein, M... ist unsere nächste Station,“ entgegnete der alte Herr; „bis dahin sind wir ungestört und können Dein Komplott ruhig besprechen,“ setzte er in leisem Flüsterton hinzu.

Ein Komplott! Gerechter Gott, wie mir das Herz klopfte! Wirkte das Wort „Komplott“ auf meine empfindlichen Nerven doch immer, wie der Geruch von Schießpulver.

„Ohne anmaßend zu sein,“ erwiderte der Jüngere, „glaube ich sagen zu dürfen, daß mein Komplott sehr gut geplant ist.“

„Wegen des Feuers hegte ich noch einige Bedenken,“ flüsterte der Weißhaarige, „wie hast Du das zu stand gebracht?“

„Das Feuer auf Schloß Hellbronn? O, das ging ganz herrlich! Ich ließ den alten Herrn im Rauche ersticken — ich brauchte doch das Geld für Reginald.“

„Barmherziger Gott!“ entrang es sich wider Willen meinen Lippen.

„Sie wünschen?“ wandte sich nun der alte Herr mit größtmöglicher Liebenswürdigkeit zu mir.

„Ich sagte nichts,“ entgegnete ich, zu dieser Lüge meine Zuflucht nehmend, denn hätten meine Begleiter gewußt, daß ich gehört hatte, wie sie einem armen alten Mann das Haus über dem Kopfe angebrannt und ihn beraubt hatten, wer weiß, ob sie mich nicht für alle Zeiten zum Schweigen gebracht hätten! Ich sah nochmals in die milden Züge des alten Herrn und konnte nicht begreifen, wie er die Worte des andern so ruhig mit anhören konnte — verbarg er vielleicht seinen wahren Charakter, um jenem ein volles Geständnis seines Verbrechens abzulocken?



Weinlese am Rhein. (Mit Text.)

„Und was wurde mit der alten Dame?“ fragte er.

„O, die flüchtete auf einer Hintertreppe aus dem Schlosse,“ lautete die Antwort.

„Die hätte doch ebensogut mit verbrennen können — was hast Du an der?“ sprach der alte Herr zu meinem Entsetzen.

„Ich werde sie wohl brauchen, um —“

Weiter hörte ich nichts; ich war ob des soeben Vernommenen derart erregt und bekam so heftiges Ohrenbrausen, daß ich meinte, ich müsse ohnmächtig werden. Hastig ließ ich das Fenster herab, und die frische Luft belebte mich wieder ein wenig, doch konnte ich nicht verstehen, wozu die gute alte Dame noch gebraucht werden konnte — jedenfalls zu nichts Gutem, dessen war ich sicher.

„Ich habe sie nie gemocht, ihr Charakter war mir zu alltäglich, sie war nicht boshaft genug,“ nahm der Aeltere wieder das Wort und setzte mit teuflischem Lachen hinzu: „Ich an Deiner Stelle hätte sie nicht entschlüpfen lassen.“

Hiernach führten sie ihre Unterhaltung so leise fort, daß ich nichts mehr verstehen konnte, aber hin und wieder lachten sie so frech, daß es mich kalt durchschauerte. Scheinbar ruhig, aber im Innern vor Angst fast vergehend, saß ich regungslos in meiner Ecke. Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde gefahren sein, als der Jüngere mich fragte, ob ich gestatte, daß er sich eine Cigarre anzünde. Ich glaube, er hätte mich erwürgt, wenn ich gewagt hätte, etwas dagegen einzuwenden.

„Bitte, genieren Sie sich nicht, ich mag den Cigarrengeruch sehr gern,“ erwiderte ich mit einer verzeihlichen Lüge — denn in Wahrheit ist mir nichts zuwider, als in einem Coupé sitzen, in dem geraucht wird.

Darauf fingen die beiden gräßlichen Männer um die Wette an zu paffen, bis ich ihre Gesichter kaum mehr sehen konnte.

„Wenn ich Dich recht verstehe, so brauchst Du das Geld der Alten, um Deinen Plan auszuführen?“ hörte ich den Weißhaarigen nach einer kleinen Weile flüstern, nachdem sie eine Zeitlang so leise gesprochen hatten, daß ich nichts hatte verstehen können.

„Gewiß, das ist die Hauptsache.“

„Warum willst Du da ihrem Leben nicht im Coupé ein Ende machen?“

„Ich habe noch Schlimmeres mit ihr im Sinn,“ entgegnete der Jüngere, während er gelassen wie ein Türke weiterrauchte.

Was ich bei diesen Worten empfand, spottet aller Beschreibung. So war es denn beschlossen, ich sollte ihnen zum Opfer fallen! Woher in aller Welt hatten sie nur in Erfahrung gebracht, daß ich eine größere Summe Geldes bei mir führte?!

„Ich wüßte nicht, was Du Besseres thun könntest!“ zischelte der andere ihm wieder zu. „Welch günstigere Gelegenheit als die Reise — eine volle Stunde im Coupé eingeschlossen — wer erfährt davon? Und Du hast das Geld.“

Es giebt Momente, in denen der Mensch sein letztes Fünkchen Mut verliert — und dieser Moment war für mich gekommen. Als ich mein Schicksal in dieser kaltblütigen teuflischen Weise besiegeln hörte, schwand mir die Besinnung, und ich wußte nicht, was um mich herum vorging, bis ich, wieder zu mir kommend, den alten Herrn dicht neben mir sah. Er lehnte meinen Kopf an seine Schulter, während der Jüngere bemüht war, mir aus einer Flasche, die er in der Hand hielt, ein paar Tropfen einzuflößen. Wie froh war ich, daß ich Geistesgegenwart genug besaß, um diesem trügerischen Trank zu widerstehen, der allerdings ganz angenehm duftete, sicher aber die Kraft besaß, mich in einen ewigen Schlaf zu treiben.

Als sie sahen, daß all ihr Zureden nutzlos war, ließen sie endlich davon ab, und nach ein paar teilnehmenden Worten des alten Herrn und einigen Fragen, wie ich mich fühlte, von seiten des Jüngeren, nahmen sie ihre verruchte Unterhaltung wieder auf, aus der ich entnahm, daß sie mich, wenn möglich, zu Tode ängstigen wollten.

„Hast Du früher schon einmal einen derartigen Raubmord ausgeführt?“ fragte der ältere Mephisto. „Ich sage Dir, eine solche That ist oft von wunderbarer Wirkung! Mir ist ein derartiger Mord in einer entlegenen Gasse in der Vorstadt Berlins einmal herrlich gelungen!“

„Ganz recht; ich erinnere mich schwach dieses Vorfalls — verbarg er sich nicht hinter einer Art Duell?“

„O nein, es war ein Mord bei kaltem Blut,“ versetzte der ruchlose Alte, „meiner Frau hat von mir nie wieder etwas so gefallen, wie jene That.“

Wie? Wäre es möglich? Selbst eine Frau konnte so schlecht, so teuflisch sein?

Noch heute kann ich nicht begreifen, wie ich über jene entsetzliche Angst hinweggekommen bin; jede Sekunde war ich darauf gefaßt, daß die beiden Schurken über mich herfallen würden, statt dessen aber thaten sie, als hätten sie mich ganz vergessen und fingen an, sich in einer mir unverständlichen Sprache zu unterhalten — sicher die bekannte Diebessprache, dachte ich.

Nach einer kleinen Weile, während welcher ich kaum zu atmen wagte, ließ die Schnelligkeit des Zuges nach, und mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl der Wonne und Erleichterung sah ich, daß wir in dem Bahnhof von M . . . einfuhren.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich, wie von Furien gejagt, aus dem Wagen sprang. Mein erster Gedanke war, auf die nächste Droschke loszustürzen, um meinen Verfolgern zu entgehen; dann aber besann ich mich eines Besseren; war ich der menschlichen Gesellschaft nicht schuldig, dafür zu sorgen, daß diese zwei Verbrecher unschädlich gemacht wurden?

Ich rief einen Schutzmann herbei und verlangte die Verhaftung meiner beiden Mitreisenden.

„Worüber haben Sie zu klagen?“ fragte der Beamte artig.

„Es sind zwei Verbrecher der schlimmsten Art,“ antwortete ich erregt. „Sie haben ein Haus in Brand gesteckt, sie haben einen alten Herrn in seinem Bett erstickt; ein anderes Opfer haben sie in der Vorstadt von Berlin mit kaltem Blut ermordet; jetzt wollten sie mich arme schutzlose Frau im Coupé berauben und . . .“

Bis dahin hatte der Schutzmann mir schweigend zugehört, obwohl er mich dabei ansah, als zweifle er, ob ich auch bei Sinnen sei. Dann plötzlich unterbrach er meinen Redestrom mit der Frage: „Haben die Herren Sie persönlich irgendwie belästigt? — oder ist Ihnen während der Fahrt irgend etwas abhanden gekommen?“

„Gott sei Dank, nein,“ entgegnete ich, während ich mein Geld in der Tasche krampfhaft festhielt.

Da liefen die beiden Verbrecher dem Schutzmann gerade in den Weg. Dieser hielt sie an, fragte nach ihren Namen, wohin sie wollten, wer sie seien.

Der Aeltere reichte seine Visitenkarte, fragte gleichzeitig aber mit verwunderter Miene, mit welchem Recht man ihn hier anhalte.

Darauf erklärte der Beamte, auf mich zeigend, wessen man sie beide anklage.

Da brachen alle zwei in ein geradezu höllisches Gelächter aus, und es währte mehrere Minuten, ehe der eine von ihnen seine Lachmuskeln so weit in der Gewalt hatte, daß er noch immer mit Lachen kämpfend erwidern konnte: „Lieber Freund, Sie haben niemand Interessanteren vor sich, als ein paar unschuldige Litteraten, welche eine Novelle besprachen, die dieser junge Mann hier für eine Kriminalzeitung schreibt, welche viel ‚Mord und Todschlag‘ verlangt — das ist der entsetzliche Mordanschlag, dessen die Dame uns beschuldigt!“

Und der Schutzmann war thöricht genug, diesen zwei Gaunern zu glauben, die sich eilends wieder in ihr Coupé flüchteten. In der nächsten Minute that die Lokomotive einen schrillen Pfiff und ich stand auf dem Perron und starrte in stummer Verwunderung dem Zuge nach, der schnell in der Entfernung kleiner und kleiner wurde.

Leider bin ich nur eine Frau und noch dazu eine recht schwache, schüchterne; doch besitze ich wenigstens noch so viel gesunden Menschenverstand, um mir seit jener entsetzlichen Eisenbahnfahrt zu sagen, daß alle Physiognomik und Schädellehre nichts taugt. Von jenem Tage an vermeide ich aber auch sorgfältig jeden gutmütig aussehenden alten Herrn mit weißem Haar und jeden jungen Mann, der die personifizierte Güte und Ehrlichkeit zu sein scheint!

Die Frauenwelt auf Kuba.

Nach eigenen Beobachtungen geschildert von Dr. Alexander Olinda.

(Schluß.)

Im Naturell der Cuarterona vereinigen sich zwei entgegengesetzte Extreme: sie ist halb Engel, halb Tigerin. Da ruht sie vor uns, die schlanke, jugendliche Gestalt, auf der Veranda ihres Hauses sich zwischen dem Gerank blühender Schlingpflanzen in der Hängematte schaukelnd. Ueber dem edelgeformten Antlitz schwebt ein Hauch süßer Kindlichkeit, träumerischer Sehnsucht, idealer Madonnenhaftigkeit — die sanften Rehaugen von eigentümlichem Schmelz blicken so schmachtend, so sehnsuchtsvoll, so verlangend — die halbgeöffneten Purpurlippen lächeln uns so verheißend an! Das seidenartige Haar fällt in reizvollen Wellenlinien auf Schultern und Nacken nieder — das bräunlich angehauchte Inkarnat der Haut erinnert an den Flaum eines Edelpfirsichs. Ab und zu wählen bläulich-silbern glänzende Kolibris oder goldigrot schillernde Schmetterlinge sich das weiche Gelock oder die entblößten Schultern der jungen Señorita zu ihrem Ruheplätzchen. Alles an dem süßen Geschöpf atmet Frieden, Ruhe, weltvergessene Träumerei! Aber wie ändert sich das Bild, wenn im Busen der schönen Cuarterona sich Zorn, Eifersucht, oder andere häßliche Leidenschaften regen! Dann verzerren sich ihre Züge zu dämonischer Wildheit, in den Augen zuckt und regt es sich, als schössen aus ihnen Hunderte kleiner Schlänglein züngelnd hervor, die Hände ballen sich krampfhaft. Schaum tritt vor den Mund, die Worte, die sich den Lippen entringen, klingen wie ein unheimliches Zischen. Man glaubt, eine sich zum Sprunge anschickende Tigerkatze vor sich zu haben. Wehe demjenigen, auf welchen sich das Ungewitter des Zornes der Cuarterona entladet! — Diese Damen wohnen meistens nicht in der eigentlichen Stadt, sondern in den Vorstädten Jesus Maria, Guadelupe, La Salud, San Lázaro. Um die ganze Milchstraße der Cuarteronen-Schönheiten von Havanna vor sich erstrahlen zu lassen, mußte man die Kostümfeste besuchen, welche zur Karnevalszeit eigens für diese Kreise veranstaltet wurden und bei denen die jüngere Pflanzer-Aristokratie sich immer vollzählig einzustellen pflegte.

Steigen wir jetzt in die Sphären des weiblichen Proletariats der Havanna hinab und lassen wir die Verkäuferin von Süßigkeiten und Früchten auf der Bildfläche erscheinen. Die nur spärlich bekleideten, braunhäutigen, im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren stehenden Barfüßlerinnen durchwandern mit

ihrem Korbe oder ihrer Platte die Straßen und Plätze der Stadt, mit heller Stimme ihr „Dulces, comprad dulces!“ (Zuckerwerk, kauft Zuckerwerk) rufend. Während der Mittagsglut halten sie zu Hause Siesta und tauchen erst gegen vier Uhr wieder auf. Sie bilden eine typische Figur in dem Straßenleben Havannas.

Die weiblichen Dienstboten in der kubanischen Hauptstadt sind ausschließlich Negerinnen, die freilich in Bezug auf Ordnungsliebe und Reinlichkeit viel zu wünschen übrig lassen. Die ihnen angeborene Putzsucht bethätigen sie auch bei ihren häuslichen Verrichtungen. So trug z. B. das schwarze Fräulein, welches mich in der Fonda al Telègrafo (dem Hotel, in welchem ich abgestiegen) bediente, und das wegen ihres kolossalen Wuchses in einer europäischen Schaubude als Riesin sich hätte zeigen können, ein grünes Atlaskleid mit knallroter Florschärpe und stets — auch beim Zimmerauskehren und sonstigen Besorgungen — einen weißseidenen Hut mit großer, blauer Papageienfeder. Mit dieser pomphaften Toilette stand es allerdings wenig im Einklang, daß die grüne Atlasrobe nur etwas bis über die Knie reichte und daß die ebenholzfarbige Donna, ebenso wie ihre übrigen schwarzen Geschlechtsgenossinnen, jede Fußbekleidung verschmähte. Die äffische Grandezza, mit der die Negerinnen Havannas ihren Putz zur Schau tragen, wirkt unendlich belustigend und würde unseren deutschen Witzblättern unerschöpflichen Stoff zu Karrikaturen liefern.

Wer mit den schwarzen Repräsentantinnen der Frauenwelt auf Kuba in nähere Berührung tritt, lernt sehr bald das Vorurteil ablegen, daß nur den weißen Angehörigen des schönen Geschlechts das Privilegium der Schönheit zukommt. Auch unter den Negerinnen giebt es, wenn man von ihrem äffischen Benehmen absieht, vollendete Schönheiten. So sah ich eines Tages im Parquecito von Havanna ein etwa neunzehnjähriges, der äthiopischen Rasse angehöriges Kindermädchen mit so herrlichen Formen, mit so klassisch-regelmäßigen Gesichtszügen, daß sie für die Statue einer schwarzen Aphrodite ein geeignetes Modell abgegeben haben würde.

Aus den Frauenerscheinungen, die uns außerhalb Havannas auf der langgestreckten Insel begegnen, wollen wir nur zwei herausheben: die Koralera (Korallenfischerin) und die Lanchera [sprich: Lantschera] (Schiffsführerin).

Auf der Südküste Cubas liegt an einer geräumigen Bucht die kleine Hafenstadt Cienfuegos. Südlich von da steigen aus dem kornblumenblauen Tropenmeer die Jardinillos (kleinen Gärten) empor: ein Archipel von Koralleninseln, die kaum einen Meter über das Niveau des Oceans emporragen. An den Gestaden dieser Inselchen weist das Wasser eine wunderbare Klarheit auf: in der Tiefe von mehreren Metern kann man auf dem Meeresgrunde jeden Stein, jede Muschel, jeden Korallenstock wahrnehmen. Traumhaftschön ist der Anblick, wenn man im leichten Boote zwischen den Jardinillos hindurchsteuert: man glaubt dann hoch in der Luft über entzückenden Blumengärten zu schweben, denn wie bunte, in den leuchtendsten Farben strahlende Blumen nehmen sich die Seerosen und Seenelken in ihren unzähligen Varietäten, die Korallen, die Seesterne aus. Man wähnt sich hier in eine Zauberwelt versetzt, weiß kaum mehr, ob man greifbare Wirklichkeit vor sich hat.

Die Jardinillos sind nun das Revier, wo die Koraleras ihrem Berufe obliegen. Ihre Ausbeute wird von Händlern angekauft und wandert nach New-York, wo man die Korallen zu allerlei Schmuckgegenständen verarbeitet. Von Cienfuegos, in dessen näherer oder entfernterer Umgebung die Koraleras größtenteils ansässig sind, fahren sie in Segelboten nach den Jardinillos hinüber, errichten sich auf irgend einem dieser Inselchen aus mitgenommenem geteertem Segeltuch und Holzstangen ein Zelt, in dem sie wochenlang hausen. Mit Proviant und Trinkwasser haben sie sich ausreichend versehen. Bei der Ausübung ihres Gewerbes müssen sie übrigens mit großer Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke gehen, denn jede Berührung der schöngefärbten Seenelken und Seerosen, der Seesterne und Quallen hat ein schwer zu ertragendes, stundenlang andauerndes Beißen und Brennen an den betreffenden Stellen des Körpers, ja oft sogar eine schmerzhafte Wunde im Gefolge.

Als ich zum erstenmal in Cienfuegos eine Koralera erblickte, glaubte ich eine Halbwilde vor mir zu haben. Es war eine jugendliche, hoch aufgeschossene Gestalt von tief bräunlichem Inkarnat und nur notdürftig bekleidet. Den Oberkörper bedeckte, nur bis zu den Achseln reichend, eine Art ärmelloses Kamisol aus rot und weiß gestreiftem Baumwollenstoff — den Anzug vervollständigte eine bis über die Knie aufgeschürzte dunkelblaue Enagua (Unterrock). Alles an dieser jungen Cubanerin war Kraft und Fülle. Die Sehnen an den Armen und Füßen sprangen hier und da hervor wie bei einem Athleten — das schwarze Haar hing wild und ungebändigt wie eine Mähne um ihr Gesicht — die Augen glühten wie Karfunkelsteine. Und diesem Bilde entsprachen auch die Kolleginnen des Mädchens, die bald darauf in meinem Gesichtskreis auftauchten.

Als die Kühnste und Unerschrockenste ihrer ganzen Zunft galt damals die siebzehnjährige Fraxquita, deren eigentliches Element nicht die Erde, sondern das Wasser zu sein schien. Fraxquita konnte minutenlang unter dem Wasser schwimmen, in dem feuchten Element wie ein Delphin Purzelbäume schlagen und die erstaunlichsten Taucherkunststücke vollführen. Leider ereilte sie bald das Verhängnis. Eines Abends kehrte sie in ihr Zelt nicht wieder zurück. Wahrscheinlich hatte sie sich allzuweit in die offene See, wo es von Haifischen wimmelt, hinausgewagt und war so das Opfer eines dieser Meerungeheuer geworden, vor denen man im seichten Uferwasser absolut sicher ist.

Die verhältnismäßig große Anzahl von kleinen Hafenplätzen auf Cuba bedingt auch eine stark entwickelte Küstenschifffahrt. Da nun der Tabak- und Zuckerrohrbau alle männlichen Arbeitskräfte auf der Insel absorbiert, so wird das Seemannsgewerbe auch von jungen Mädchen und Frauen ausgeübt. Auch in England wird ja der Segelsport mit Vorliebe von jungen Misses betrieben, die den männlichen Sportsmen an Schneidigkeit und Ausdauer nicht nachstehen. Letzteres läßt sich nun erst recht von den cubanischen Lancheras sagen: sie erfüllen ihre seemännischen Obliegenheiten, unter Assistenz von einem oder zwei Schiffsjungen, mit größter Bravour, Ruhe und Besonnenheit. Ihr Anzug besteht aus einem kurzen Röckchen, einer Flanelljacke und einem breitrandigen Strohhut, den bei stürmischem Wetter eine phrygische Mütze ersetzt. Von Fußbekleidung ist keine Rede.

Sehr originell erscheinen dem aus Europa oder Nordamerika kommenden fremden Besucher die Behausungen, in welchen die Koraleras und Lancheras mit ihren Eltern oder, wenn sie verheiratet sind, mit ihrem Gatten und ihren Kindern wohnen. Diese Behausungen sehen aus wie große, zum Bewohnen eingerichtete und auf kleinen Pfählen stehende Cigarrenkisten. Aufgebaut sind sie aus alten Schiffsplanken und aus allen möglichen Kistendeckeln, welche oft noch die verschiedenartigsten Aufschriften tragen. Die Wohlhabenderen unter diesen Familien, die Krösusse, verzieren ihr Kistenhaus noch durch eine schmale, an der Vorderseite entlang laufende Veranda.

Es sind reiche, vielgestaltige Bilder, welche uns die cubanische Frauenwelt entrollt. Möge bald wieder die Zeit anbrechen, wo sie sich fröhlich und heiter unter der glänzenden Tropensonne tummeln kann!

Ewiger Sonntag.

Durchs Fenster, das bejahrter Epheu küßt,
Ums morsche Holz, das grüne Ranken säumen,
Das Abendlicht in goldnen Strahlen fließt
Auf Feierstunden, die vom Werktag träumen.

Es geht ein schwüles Zittern durch die Luft,
Als ob der Südwind auf der Flur entschliefe,
Es geht ein leises Klingen durch die Luft,
Als ob Natur die Welt zum Beten riefe.

Am Epheufenster über ihrem Buch,
Darin der Heiland spricht, sitzt meine Muhme,
Sie sinnt und nickt, die Sonne malt dem Buch
Ein goldig Kleid, gleich einem Heiligtume.

Nun dunkelt's schneller, leise tickt die Uhr,
Die Alte denkt des Glücks, das ihr beschieden,
Ihr Leben ist ein Maiensonntag nur,
Voll Frühlingspracht und stillem Winterfrieden.

Karl Hülter.



Riesen-Wasserskorpion aus Nordamerika. In Amerika sind verschiedene Arten dieser riesenhaften Wasserskorpione ebenso häufig als bei uns die kleinen grauen. Die größte Art der ganzen Ordnung lebt in Südamerika, es ist dies die Riesenschwimmwanze, welche bis 10,5 Centimeter lang wird, während das graue Belostoma nur reichlich 6 Centimeter mißt. Wenn wir sonst an den tropischen Verwandten unserer heimischen Insektenwelt die prächtigen Farben und meist auch grotesken Gestalten zu bewundern gewohnt sind, so finden wir die Wasserskorpione in den Tropen ebenso unscheinbar gefärbt und von demselben Körperbau wie die in der Heimat, sie haben aber in allen Dimensionen, sowohl an Größe wie Kraft, außerordentlich zugenommen. Ein Blick auf die lebenswahre Abbildung dieses Riesen lehrt, daß er dem heimischen Wasserskorpion überaus ähnlich sieht. Als die wichtigsten äußeren Unterschiede wären die bei dem amerikanischen Belostoma nur einige Millimeter, bei den deutschen Nepa über 1 Centimeter langen Anhängsel (Atemröhren) hervorzuheben, ferner, und dies ist für seine Lebensweise von ausschlaggebender Bedeutung, sehen wir am Belostoma das sehr lange zweite und dritte Beinpaar fein und dicht behaart, während der deutsche Wasserskorpion außer seinen Raubbeinen nur zwei Paar unbehaarte Schrittbeine hat. Belostoma kann gut schwimmen und tauchen, und ist deshalb in der Lage, auch auf kleinere Fische Jagd zu machen; ein Aquariumbesitzer schildert einen solchen Vorgang folgendermaßen: „Gleich am Tage nach seinem Eintreffen gab ich ihm Gelegenheit, zu zeigen, wie er mit einem lebenden Fisch fertig würde, indem ich einen Moorkarpfen von 4—5 Centimeter Länge zu ihm in das Aquarium setzte. Kaum hatte er den Fisch bemerkt, als er auch, offenbar durch den langen Transport ausgehungert, sofort Jagd auf diesen zu machen begann. Schwimmend und durch die Pflanzen kletternd suchte er dem Fisch mit den weit ausgespreizten Raubbeinen beizukommen, doch vergebens. Ein kräftiger Ruderschlag mit der Schwanzflosse entrückte den Karpfen jedesmal aus dem gefährlichen Bereich der Fangarme des Skorpions. Bald hatte dieser das Erfolglose der wohl nur durch den großen Hunger veranlaßten Jagd eingesehen, denn er legte sich nun nach Art seiner deutschen Genossen im Hinterhalt auf die Lauer. Mit den feinen Krallen der vier langen, gestreckten Schwimmbeine im Pflanzendickicht vor Anker liegend, die scharf spitzigen Raubbeine weit geöffnet, harrte er regungslos auf das zufällige Herannahen des ahnungslosen Fischchens. Es währte auch nicht ganz fünf Minuten, da hatte er ihn erfaßt und fest umschlungen. Kaum fühlte sich der Fisch ergriffen, als er in wilder Hast und Todesangst durch das Wasser fuhr, den Peiniger mit sich fortreißend; doch nur wenige Sekunden währte die Flucht des Fisches, denn der Stachel des Skorpions hatte bereits seine Schuldigkeit gethan. Der Skorpion hatte nämlich dem Fisch sofort nach dessen Ergreifung seinen spitzen Rüsselstachel zwischen die Schuppen ins Fleisch gebohrt und so sein todbringendes Gift einverleibt. Sobald sich der Fisch nicht mehr rührte, nahm der Skorpion die in unserer Abbildung wiedergegebene Stellung ein. Den Kopf geneigt, setzte er sich so zwischen den Pflanzen, dicht unter der Oberfläche, fest, daß nur die kurze Atemröhre aus dem Wasser emporragte. So sog er den toten Fisch, ihn bald mit beiden, bald auch nur mit einem Bein umschließend, allmählich aus; nachdem er an einer Stelle genug gesogen hatte, drehte er den Fisch mit Hilfe seiner Raubbeine und bohrte den Stachel wieder an einer anderen Stelle ins Fleisch. Es währte länger als eine Stunde, bis er den zusehends dünner und kleiner werdenden Fisch vollends ausgesogen hatte und endlich fallen ließ.

Aus Rand und Band. Heute läßt er sich wieder gar nicht beruhigen, der kleine Rudi, der Stammhalter der Familie Hutzelmeyer, und weint und

schreit, daß es die Nachbarschaft in der ganzen Runde hört. Die Mutter wendet alle erdenklichen Beruhigungsmittel an, die jedoch diesmal ihre Wirkung total versagen. Selbst das Milchfläschchen weist heute der kleine Schreihals mit Entrüstung zurück, und die Kaffeemühle, die ansonsten stets ihre Schuldigkeit that und ein wohlgefälliges Lächeln dem kleinen Erdenbürger entlockt, wird keines Blickes gewürdigt. Auf einmal kommt der



Ballgespräch.

A.: „Sehen Sie mal, tanzt der Assessor Weller nicht mit einer gewissen Grazie?"
B.: „O nein, der Assessor tanzt mit einem gewissen Fräulein Neumann."

Mutter ein leuchtender Gedanke. Rudi wird herausgenommen und sein Bettchen einer gründlichen Inspicierung unterzogen. Nun wird der Mutter allerdings klar, weshalb ihr Sohn solches Unbehagen äußerte. Der arme Rudi lag die ganze Zeit auf des Vaters Stiefelknecht; wie dieser sich in das Kinderbett verirrte, bleibt ein ungelöstes Rätsel. Nachdem der arge Ruhestörer beseitigt ist, zeigt Rudi wieder ein vergnügtes Gesicht, und ein wohlthätiger Schlummer bringt dem Hause Hutzelmeyer die ersehnte Ruhe wieder. St.

Weinlese am Rhein.

„Nur am Rhein, da möcht' ich leben,
Nur am Rhein, da möcht' ich sein,
Wo die Berge tragen Reben
Und die Reben gold'nen Wein . . ."

so heißt es im Liede, und viele singen es mit Begeisterung und Entzücken, die auch nur einmal des Rheines lachende Ufer und seine burgen- und rebenumkränzten Hügel geschaut haben. Golden, wie der Saft der Reben am Rhein, ist auch die Art der Bewohner. Sich und ihrem Gotte treu, lieben sie die Arbeit und den Frohsinn. Und wenn zu allem, womit die Natur sie gesegnet, noch ein guter Wein in Aussicht steht, dann ist das Glück des Rheinländers voll, dann sind all seine Wünsche erfüllt. Wo der Weinbau den Haupterwerbszweig bildet, da ist die Freude eines guten Herbstes begreiflicherweise nicht nur eine ideale, da hat sie einen sehr realen Untergrund, weil ein gutes Weinjahr für mehrere schlechte reichlich entschädigt. Die Zeit der Weinernte, Lese, reicht gewöhnlich von Mitte Oktober bis Mitte November. Das Motiv zu unserem Bilde „Weinernte am Rhein" ist einer Ansicht von Bacharach mit der Wernerkapelle entnommen.



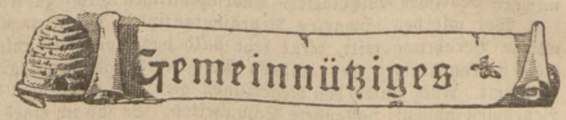
Erklärt. Mann: „Wie kommt es nur, daß Dein Kaffeekränzchen immer bis in die Nacht hinein dauert?" — Frau: „Es traut sich keine zuerst fort, damit nicht über sie losgezogen wird."

Begründet. Erste Freundin: „Glaubst Du, daß mich der Baron wirklich liebt?" — Zweite Freundin: „Gewiß, er ist ja bis über die Ohren verschuldet!"

Gemütlich. Richter: „Sie sind wegen Vagabondierens festgenommen worden, wie haben Sie Ihre Nächte zugebracht?" — Strolch: „Danke scheen, Herr Richter, für gitige Nachfrage, von hier und da å bissel Alpdricken abgesähn, hab 'ich immer ganz scheen geschlafen!"

Hübsche Aussicht. Foote, dem berühmten englischen Schauspieler, mußte ein Bein amputiert werden. Bei dieser Arbeit etwas ungeduldig werdend, fragte er den Operateur, ob das Bein denn noch nicht bald ab sei. Dieser, eben nicht in der besten Laune, entgegnete mürrisch, der Kranke solle Geduld haben, es sei hier nichts zu übereilen. — „Seien Sie nicht böse, lieber Doktor," versetzte Foote beinahe ohnmächtig vor Schmerz, „es ist das erste Bein, welches mir in meinem Leben abgenommen wird. Sollte der Fall wieder vorkommen, so will ich mich schon besser benehmen." St.

Revanche. Eine eigentümliche Rache nahm der russische Feldmarschall Kutusow, als er nach der Flucht Napoleon I. als Sieger in Wilna einzog. Der Direktor der dortigen polnischen Schauspielergesellschaft bat ihn, ein Stück zur Feier des Tages aufführen zu dürfen. Kutusow lehnte dies ab, verlangte aber, daß der Direktor jenes Stück auf die Bühne bringe, welches er am Tage des Einzuges der französischen Truppen hatte aufführen lassen, ein Stück voll bitterer Anspielungen auf die Russen und voll kriechender Lobhudeleien gegen Napoleon. Die demütigen Vorstellungen des Direktors blieben erfolglos, er mußte gehorchen. Am Abend fand sich der Marschall in Begleitung seines ganzen Generalstabes im Theater ein, um durch seine Gegenwart etwaige Tumulte zu verhindern, und bei jedem Satze, der eine Lobeserhebung auf Napoleon enthielt, die mit seiner Flucht in schneidendem Gegensatze stand, klatschte Kutusow den Schauspielern und Schauspielerinnen ostentativ Beifall zu. Alle Anwesenden folgten seinem Beispiele, und wohl nie hat eine Bühnengesellschaft den ihr gezollten Beifall mit so gemischten Gefühlen aufgenommen, als die Wilna'sche an jenem Abend. Angstschweiß trat den Darstellern auf die Stirne bei jedem Worte, das sie deklamierten, und doch wagten sie nichts wegzulassen, aus Furcht, wegen Ungehorsams exemplarisch bestraft zu werden, wie ihnen für diesen Fall angekündigt war. St.



Brennendes Petroleum löscht man nicht durch Wasser, denn Wasser in das brennende Petroleum gegossen, verbreitet dieses über einen noch größeren Raum als vorher. Das sicherste Mittel zum Ersticken eine Brandes ist immer Sand oder Asche aufzuschütten. — Wie uns das Internationale Patentbureau Karl Fr. Reichelt, Berlin, mitteilt, giebt es noch ein Mittel, welches denselben Zweck erfüllt, und welches in jedem Haushalt fast immer zur Hand sein dürfte: die Milch. Auf brennendes Petroleum gegossen, bringt sie dieses sofort zum Erlöschen.

Jetzt ist die beste Zeit zum Düngen der Rosen. Frischer Stallmist ist in den meisten Fällen zu verwerfen, während älterer, verrotteter, zu Bedenken keine Veranlassung giebt; derselbe kann flach eingegraben oder nur auf der Erde ausgebreitet werden. Das letztere ist das Zweckmäßigere, so wenigstens bei leichten Bodenarten, während in schweren Böden das Eingraben des Mistes vorteilhafter ist. Der beste Dünger für Rosen bleibt aber die Komposterde, ganz besonders solche, die aus Lehm von alten Mauern hergestellt wurde und einige Jahre alt ist. Dieser Kompost ist gleichfalls im Herbst auf die Rosenbeete zu bringen. In hungrigem Boden ist das Düngen im Frühjahr nicht zu verwerfen. Gute Komposterde ist auch das beste Düngemittel. Sie wird einfach flach untergegraben. Zur Zeit der Knospen- und Blütenentfaltung kann man den Rosen auch einen schwachen Düngerguß geben, doch nur einen leichten aus Wasserund Rindsdünger hergestellten. Kommt man damit zu derb, so machen die Rosen zu üppige Triebe und reifen ihr Holz bis zum Herbst nicht gut aus.

Zum Putzen von Silbergegenständen verwendet man Silverine: 30 Gramm geschlemmte Kreide, 30 Gramm Salmiakgeist, 45 Gramm Sprit und so viel Wasser, daß die Gesamtmenge 300 Gramm ausmacht. Für Goldwaaren wird diese Mischung mit der Hälfte Wasser verdünnt.

Ergänzungs-Aufgabe.

Zu folgenden Vokalen soll man die richtigen, durch wagerechte Striche angedeuteten Konsonanten ergänzen. Die einzelnen Wörter sind durch Komma von einander getrennt.

e—, ——i——e—, ——ei, ——eu———i——e, ——e——e,
i——, —u——e—, —e—, —e—e——, —e—ei—,
—ie, ——e——e, —ie, —u——e——, —o, ——au—i——,
—ie, —ei——e—, —ie—, —ie—e, u——, —ei—.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 29 Silben:

a, a, a, a, be, den, di, e, he, heit, in, jewsk, ka, kas, ko, la, les, lo, lu, na, ner, nes, ni, pol, rak, ri, schei, to, zi.

sollen 8 Wörter gebildet werden, welche bezeichnen: 1) Einen berühmten Heros der griechischen Sagenwelt. 2) Eine griechische Gottheit. 3) Eine Festung des russisch-sibirischen Küstengebietes. 4) Eine Religionsgemeinschaft des 5. christlichen Jahrhunderts. 5) Einen nordamerikanischen Freistaat. 6) Eine gesellschaftliche Tugend. 7) Einen Baum. 8) Einen Evangelisten. — Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben einen berühmten Feldherrn, die Endbuchstaben einen berühmten Weisen des Altertums.

Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Abel, Elba. — Des Rätsels: All, Alle, Aller. — Des Arithmogriphs: **B**ismarck, **I**saak, **S**iam, **M**iriam, **A**rak, **R**abbi, **C**aracci, **K**rim, Bismarck.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.